



Jutta Lack-Strecker und Sabine Zurmühl

Überblick: Sabine Zurmühl spricht mit Jutta Lack-Strecker über die Ab- und Abgrenzung von Mediation und Therapie. Beide tun dies auf dem Hintergrund einer langjährigen Mediationspraxis. Jutta Lack-Strecker ist eine der Pionierinnen für die Familienmediation in Deutschland. Als Psychologin, Psychotherapeutin und Mediatorin wird sie nach Unterschieden, aber auch Überschneidungen zwischen Mediation und Therapie befragt: Wo ist Abgrenzung nötig? Wie sind die intrapsychischen von den interpersonellen Dynamiken zu trennen?

Keywords: Mediation, Supervision, Familientherapie, Mailänder Schule, Dynamik der Ursprungsfamilie, Therapie, Paartherapie.

„Die Klienten müssen wissen, durch welche Tür sie gehen.“

Sabine Zurmühl: Wie würden Sie, die Sie beide Berufe ausüben, als Psychotherapeutin ebenso wie als Mediatorin, die Unterschiede für die Klienten umreißen?

Es ist ja wahrscheinlich ein großer Unterschied schon mal, welche Personen kommen und mit welchem Begehren sie kommen.

Beginnen wir unser Gespräch gern mit den unterschiedlichen Begehren, Erwartungen und Zielen der Menschen, die meine Praxis aufsuchen. Die Menschen, die sich für eine Mediation entschieden haben, sind meist recht gut informiert, sie wünschen sich ein faires und von allen Beteiligten akzeptiertes Verhandlungsergebnis und sie wünschen sich Schadensbegrenzung für ihre Kinder, für ein Team, für die Familie nach Erbstreitigkeiten, ganz allgemein, auch finanziell. Das ist eine legitime Motivation, lernten wir schon 1989 von unserer ersten Mediationstrainerin Florence Kaslow aus den USA. Bei einer Entscheidung zur Paar- und Familientherapie wünschen sich Klienten meist, ihre Kommunikation zu verbessern, Verständnis und Empathie (wieder) zu erlangen mit dem Ziel, dass für die Zukunft alle gute Entwicklungschancen haben und dass diese nicht durch Streit, Zorn, Enttäuschung und Unverständnis blockiert werden. Mit dem Wunsch einer Einzeltherapie ist oft das Bedürfnis verbunden seelisches und körperliches Befinden zu verbessern, (wieder) arbeits- und beziehungsfäh-

hig zu werden oder auch ganz allgemein Leidensdruck zu vermindern.

Unterschiedliche Rahmenbedingungen, unterschiedliche Klienten-„Pflichten“

Um zu einer angemessenen und selbst verantworteten Entscheidung für Mediation, Einzeltherapie oder Familien-/ Paartherapie zu gelangen, brauchen Menschen Informationen über die unterschiedlichen Rahmenbedingungen. In Aus- und Weiterbildungen sage ich häufig, die KlientInnen müssen wissen, durch welche Tür sie gehen. Sie müssen nicht nur wissen, was sie erwartet, sondern auch, was ihre Aufgaben sind. Wenn ich z.B. durch die Tür „Mediation“ gehe, dann muss ich wissen: Zum ersten, dass es ein Verfahren ist, zu dessen Struktur die Begrenztheit gehört. 5–8, maximal 12 Sitzungen. Das ist ein Teil des Rahmens der Mediation. In diesem Rahmen gibt es wenig Chancen, in familientherapeutische Gewässer zu kommen. Weiterhin muss ich als zukünftige Klientin, oder als zukünftiger Mediand wissen, dass mit einer sorgfältig abgestimmten Arbeitsvereinbarung, einem expliziten Kontrakt in der Mediation gearbeitet wird. In diesen Vereinbarungen werden weitere Rahmenbedingungen festgelegt, nicht nur Ziele benannt. Dazu gehören die Basisprinzipien und das Einverständnis der MediandInnen, sie als Grundlage der Media-

tion zu akzeptieren und zu achten: Allparteilichkeit - was bedeutet die für die MediandInnen? Was bedeutet für sie die Haltung der Mediatorin, des Mediators, sich balanciert aufmerksam und wertschätzend allen Beteiligten, ihren Ideen, ihren Gefühlen zuzuwenden und keine Empfehlungen oder gar Beurteilungen auszusprechen? Vertraulichkeit muss aus zweierlei Richtungen akzeptiert werden:

- a) im Verhältnis des Mediators/der Mediatorin zu den Klärungssuchenden;
- b) der Beteiligten untereinander.

Weiterhin muss die Freiwilligkeit aller Beteiligten gesichert sein, die Informiertheit, die Aufrichtigkeit, die Bereitschaft zur Ergebnisoffenheit und zur Eigenverantwortlichkeit.

Transparenz, sie stimmen einer Transparenz zu, und damit haben sie bestimmte Aufgaben übernommen.

Ein Appell an die Mündigkeit der Klienten.

Ja, absolut.

» **Man darf, wenn man durch diese oder jene Tür geht, etwas erwarten, aber man muss auch bereit sein, etwas zu bringen.**

Genauso ist es in den unterschiedlichen Therapieformen: Menschen müssen wissen, durch welche Tür sie gehen, was von ihnen erwartet wird und was sie berechtigterweise erwarten dürfen.

Was sie erwarten dürfen, das erklären Sie Ihren MediandInnen oder PatientInnen am Anfang?

Ich bespreche das mit ihnen anhand ihrer Ziele und anhand ihres Leidensdrucks. Ob zu ihnen Einzel-, Paar- oder Familientherapie, ob Mediation passt, ob Ziele modifiziert werden müssen oder ob noch ein ganz anderes Verfahren angemessen wäre. Neulich kommt eine sehr vitale Politikerin hier herein, sie habe gehört, ich mache Mediation, ...

„damit gleich klar ist, Therapie ist nicht. Ich brauche ein gescheitertes Gelände, an dem entlang ich ein paar Überlegungen machen und Entscheidungen treffen kann.“ Das ist dann weder Mediation noch Therapie im engeren Sinne. Ein Drittes oder Viertes: „Ich brauche sorgfältige Ohren und kritische Rückspiegelungen, mit denen ich etwas anfangen kann, Begleitung bei verantwortlichen Entscheidungen.“ Da kann ich dann gut mit mediativen Elementen arbeiten.

Das ist jetzt die Anmutung für die Klienten. Wie aber ist das in Ihrem Kopf, bei Ihrem professionellen Wissen sind ja die unterschiedlichsten Verfahren und Methoden summiert und aktiviert. Auch in die Mediation werden Personen mit einem Leidensdruck kommen, mit bestimmten Defekten ... Setzen Sie sich da selber auch Stoppschilder?

Das ist eine berechtigte Frage und etwas knifflig, sie kurz und dennoch differenziert zu beantworten. Seit wir uns ab Ende der 80er Jahre mit Mediation beschäftigten, haben wir uns auch um einen Vergleich von Mediation, Einzel-, Paar- und Familientherapie bemüht. Klare Grenzen für ratsuchende Menschen, aber auch für uns Professionelle, Grenzen und Klarheit im therapeutischen, bzw. meditativen Handeln.

Ich komme ja aus der integrativ-systemischen Paar- und Familientherapie, in der man mit mehreren methodischen Ansätzen arbeitet. Man muss bei dieser Arbeit sehr genau schauen, was passt zu dem Anliegen des Paares, der Familie, was passt zur derzeitigen Entwicklungsherausforderung, was passt zum Alter, was passt zur Herkunftskultur, was zur Zielsetzung etc.

Stoppschilder setzen

Wenn ich mit unterschiedlichen Konzepten arbeite, kann ich nicht mit einem bunten Wiesenblumenstrauß herumwirbeln. Ich kann nicht von der Arbeit an der jeweiligen Paar- oder Familienstruktur zu Kommunikation, zur Dynamik der Ursprungsfamilie und zu tradierten Dysfunktionen, zu ausgrenzenden Dyaden oder zu „perversem Triaden“ springen. Du musst sehr klar sein, woran und wie du woran arbeitest. Die Ausbildung und später auch die Ausbildung als Supervisorin und Trainerin für Paar- und Familientherapie war für mich auch ein sehr gutes Training für Stoppschilder/Grenzen in der Mediation. Unklarheit schafft Unsicherheit und mobilisiert Ängste. Das können Menschen, die Wege aus Verstrickungen und Leid suchen, nicht brauchen.

Für unser Interview habe ich eine Tabelle von 1988 herausgesucht, die uns unsere erste Mediationstrainerin in Hamburg und Berlin, Florence Kaslow, USA, aushändigte. Nach wie vor finde ich sie brauchbar und anregend.

Gibt es ein Beispiel dafür, nicht den Wiesenblumenstrauß der vielen Konzepte zu zücken, sondern im beabsichtigten Rahmen zu bleiben?

Gern: Nehmen wir an, eine Mediation geht nicht voran, heftiger, dabei durchaus leiser Widerstand blockiert die MediandInnen, dann ist es meine Aufgabe im Rahmen unserer Vereinbarungen zur Mediation, mit Widerstand und Abwehr umzugehen.

» **Da kann ich nicht plötzlich einen therapeutischen Hut aufsetzen und die Besonderheit der Abwehrmechanismen herausarbeiten.**

Da muss ich mit anderen Ohren hören und „Widerstand“ anders definieren.

Wenn ich tiefenpsychologisch orientiert arbeite, dann gucke ich bei Widerstand, welche Abwehrmechanismen sind am Werke und worauf kann sich mein Gegenüber einlassen, um vielleicht vorsichtig unter den Eisberg zu schauen und eine veränderte Sichtweise zu probieren.

Wenn ich dagegen in der Mediation Widerstand erlebe, ticke ich anders.

Bedeutung möglichen Widerstands

Dann habe ich ein anderes Konzept, indem ich Widerstand als Spannung zwischen dem Wunsch nach Veränderung und der Sorge, der Angst vor Veränderung definiere. Und auf dieser Schiene öffne ich meine Ohren und frage vielleicht nach den brennenden Wünschen, den leidenschaftlichen, vielleicht auch existenziellen Wünschen nach Veränderung, genauso wie nach den Sorgen, auch den Ängsten vor Veränderung. Ich sehe das Gleiche: Widerstand/Abwehr, gehe aber ganz anders damit um, und alle Beteiligten können das verfolgen und auch ihrerseits ihren Blickwinkel verändern und ein Geschehen neu interpretieren. Die Systemische Paar- und Familientherapie arbeitet vergleichbar.

Gibt es im Hinblick auf die professionellen Trennlinien von Mediation und Psychotherapie auch einen Wunsch, bestimmte Themen nicht in unerwünschte Bereiche voranzutreiben?

Klarheit in den unterschiedlichen Verfahren ist, glaube ich, ein Grundbedürfnis von mir. Bestimmte Klärungen sollten z.B. in der Mediation den jeweiligen Experten vorbehalten bleiben, egal ob sie in den juristischen, psychotherapeutischen, steuerrechtlichen oder auch pädagogischen Kontext gehören. Ich habe so gute Erfahrungen gemacht, wenn Klienten durch weitere ExpertInnen angeregt werden.

Da kommt dann natürlich auch zum Tragen, dass die Mediation eine sehr endliche Angelegenheit ist, also keine, darüber hinausgehenden Hoffnungen nähren darf. Während bei einem therapeutischen Prozess ja nicht klar ist, wie lang der dauern wird. Das Zeitkonto in der Mediation muss sicherlich zielgerichteter oder wirtschaftlicher gesehen werden.

Das ist auch das Besondere, das besonders Wirksame, könnte man auch sagen, dass Mediation diese klare Struktur und Begrenzung hat.

Ein großer Unterschied z.B. zur Familientherapie, in der die Menschen sich wünschen, dass Beziehungen vertieft werden. In der Mediation sind Menschen erst einmal interessiert, dass ihr Bedürfnis nach existenzieller Sicherheit behandelt wird, dass sie gehört werden in ihrer Verzweiflung, ihrer Angst und Sorge. Mit so hoch aufgeladenen Wünschen und Ängsten wie in der Mediation, haben wir es selten in der Therapie zu tun. In der Therapie gibt es zwar auch Durchbrüche von Verzweiflung, Tränen und Wut, aber die Sitzungen sind viel weniger aufgeladen. Für eine eskalierte Situation ist die puristische Struktur der Mediation meines Erachtens Balsam für alle Beteiligten.

Kommen unterschiedliche Menschen in die Therapie bzw. in die Mediation?

Zunächst fällt mir zu Ihrer Frage ein: Es gibt Menschen, die sich schämen, Psychotherapie nachzufragen. Es hilft ihnen sehr, wenn sie „Mediation“ sagen, ein eher kognitives Verfahren, nehmen sie an, in dem man nicht Gefahr läuft, überwältigt zu werden, schwach zu erscheinen. Dann muss ich als professionelles Gegenüber erkennen, was der eigentliche Auftrag ist, und wenn ich respektvoll am Auftrag arbeite, dann willigen sie gegebenenfalls auch ein, einen eher therapeutischen Weg zu gehen, sich mehr Zeit zu geben.

Krisen als nützliche Vorboten

Dabei hilft mir oft ein Satz, den ich vor Jahrzehnten aus einer Supervision mit der Schweizer Kollegin Ingeborg Rückert-Embsden mitnahm:

» **„Krisen sind keine Quittung für falsch gelebtes Leben, sondern nützliche Vorboten, dass sich etwas zu ändern hat.“**

Es kommen vielleicht eher kognitiv orientierte Menschen in die Mediation, die wenig geübt sind, selbstreflexiv ein Problem anzugehen. Aber auch diese Menschen haben oft einen großen Leidensdruck, einen Wut- oder Verzweiflungsdruck. Sie haben existenzielle Anliegen, „ich habe Angst, was wird. Ich brauche ein Settlement, ich brauche Vereinbarungen, auf die ich mich verlassen kann.“ Hanna Ahrendt sagte: „Das einzige Heilmittel gegen die Unsicherheit des Schicksals, gegen die chaotische Unsicherheit der Zukunft, ist die Fähigkeit, Versprechen zu geben und sie zu halten.“

Und das ist unsere Aufgabe in der Mediation, wie auch in der Therapie, zu schauen und zu hinterfragen, welche Versprechen sind realistisch, welche können gehalten werden, damit für alle Beteiligten wieder ein sicherer Boden entsteht.

Eine Ähnlichkeit zwischen Therapie und Mediation scheint mir darin zu liegen, dass man das ganz Kleinschrittige ernst nimmt. Die MediantInnen verlangen sich ja oft ab, den großen Bogen zu schaffen, und dann geht es aber letztlich darum, ob jemand um 10 Uhr oder um 10.45 irgendwo sein sollte. Dass etwas, was sie quält, an einer – scheinbaren – Kleinigkeit hängt. Und dass sie sich oft schämen dafür, diese „Kleinigkeit“ überhaupt auszusprechen.

Da liegen Überschneidungen von z.B. Paartherapie und Trennungs- und Scheidungsmediation auf der Hand. Da ist auch die Verführung groß, so zu vertiefen, dass ich nicht mehr weiß, sind wir hier in Therapie oder arbeiten meine Klienten an einverständlichen Lösungen. Das Kleinteilige anerkennen, ist auch deshalb wichtig, weil es ermutigt: Wenn das Kleine geht, geht vielleicht das Große auch. Dem Kleinen widmen wir genauso viel Aufmerksamkeit, dass wir schauen: Ist das Anliegen, sind die Interessen verstanden, welche Optionen gibt es, die für alle stimmig sind. Das kann modellhaft sehr viel Mut machen.

Veränderungen sind mühsam, sie fallen leichter, wenn sie in kleinen, konkreten und abgestimmten Schritten umgesetzt werden.

Wo geschehen am häufigsten Überschneidungen zwischen Therapie und Mediation?

Die größte Nähe zur Therapie haben meines Erachtens diejenigen Anwendungsfelder der Mediation, in denen Konflikte oder Probleme zwischen wenigen Personen,

die in Beziehung zu einander stehen, geregelt werden. Menschen, die sich auch nach der Mediation vertragen möchten. Zu diesen interpersonellen, mikrosozialen Konflikten zählen alle Arten von Konflikten zwischen Familienmitgliedern im weitesten Sinne, wichtigen Freunden, zwischen Nachbarn, Mietern und Vermietern, wie auch in Gemeinschaftspraxen und anderen Teams. Berührungspunkte zur Paar- und Familientherapie zeigen sich im praktischen Vorgehen, in der Konfliktodynamik. Entscheidender Berührungspunkt ist auch die Übernahme vieler therapeutischen Techniken.

»» **Dieser ganze Sack von kreativen Tools kommt ja weitgehend aus der Paar- und Familientherapie.**

Mediation hat sich in den 70er Jahren in USA wie auch z.B. in Norwegen und Israel aus der Paar- und Familientherapie entwickelt und sehr viel später auch im Deutschsprachigen Raum. Mediation in der Wirtschaft, Umwelt, Politik etc. hat sich noch viel später etabliert, mit anderen Rahmenbedingungen und deutlich anderen konfliktvermittelnden Vorgehensweisen.

Wie weit würden Sie gehen in der Einbeziehung therapeutischer Tools in die Mediation?

Bevor ich vehement Grenzen ziehe, betone ich erstmal, wieviel brauchbares Handwerkszeug Mediation in den oben skizzierten mikro-sozialen Anwendungsfeldern den systemischen Therapieansätzen verdankt. Loopen, framen, reframe, paraphrasieren, positives Konnotieren, ressourcenorientierte Fragen stellen, das habe ich von der klugen Familientherapeutin Virginia Satir, USA, gelernt. Satir „lebte“ die Überzeugung, dass jedes noch so schräge Verhalten ein Bewältigungsversuch im interaktionalen Feld ist. Bei so einer Überzeugung – die Satir auch theoretisch begründete – kann ich auch sehr schwieriges Verhalten positiv konnotieren. Diese Interventionsform kann in der Mediation sehr fruchtbar sein. (In der „perspektive mediation“ Nr. 3/ 2015 habe ich einige Beispiele dieser Art beschrieben).

Anleihen bei der Gestalttherapie, bei Ritualisierungen

Eine weitere Technik, mit der ich in Mediationen und Mediations- Supervisionen gern arbeite, kommt aus der Gestalttherapie. Kleine, oft minimale Inszenierungen, indem ich z.B. für Nichtanwesende einen leeren Stuhl hinstelle und ihnen damit symbolisch „Gehör“ verschaffe. Manchmal auch real, indem ich zum Beispiel einen Vater bitte, sich in den Stuhl seines Ältesten zu

setzen und zu schauen, was dieser seinen sich trennenden Eltern sagen möchte. Mit der Inszenierungsarbeit hängt auch die Arbeit mit Ritualen in der Mediation zusammen, Rituale sind sowohl archaische wie auch aktuelle Arbeitsinstrumente.

Aus einer späteren Phase der Familientherapie in Europa kommt das zirkuläre Frage aus dem Mailänder Modell. „Was denken Sie, dass Ihre Tochter denkt, wenn Sie so und so entscheiden würden?“ Oder noch etwas komplizierter: „Was denken Sie, dass Ihre Tochter denkt, was in Ihrem Inneren vorgeht, wenn Sie und ihr Mann so und so entscheiden würden?“

Diese „Tools“ sind aber keine Spielzeuge, sie sollten in der Mediation behutsam, den Rahmenbedingungen der Mediation angepasst, also transparent angewendet werden. Sie müssen zu den Klienten und zu mir als professioneller Person passen. Also man darf mit ihnen niemanden überrumpeln. Und noch eine Vorbedingung der Anwendung dieser differenzierten Interventionen postuliere ich: Verwende nie ein „Tool“, dessen Wirksamkeit und Kraft Du nicht selber erfahren hast.

Und nun zu den Grenzen:

» **Ich führe meine MediandInnen nicht durch die Schlangengruben ihrer Selbsterkenntnis, ihrer Selbstentblößung.**

Für mich soll Mediation zu einem praktikablen, verlässlichen Ergebnis führen. Durch die Rahmenbedingungen der Mediation und durch weitere Vereinbarungen zur Fairness, zum gegenseitigen Zuhören, zur Verschwiegenheit etc. wird den MediandInnen ohnehin viel Veränderung und Flexibilität abverlangt. Das kann viel berühren, auch intrapersonell, aber der Fokus ist interpersonell. Der Fokus ist: Was passiert zwischen denen und was möchten sie, dass in Zukunft passiert. Und dass solche Verhandlungen Intrapersonales berühren und Verhalten nachhaltig verändern, das kann gut sein, ist aber nicht Zielsetzung. Umso schöner, wenn es das zum Wohle aller tut ...

Und wenn Sie die Zielsetzungen abwägen sollten...

Die Auswahl der Arbeitsinstrumente, die ich MediandInnen anbiete und vorher mit ihnen abstimme, hängt immer mit ihrer Zielsetzung zusammen. Und diese bestimmen sie selbst, nicht ich, auch wenn ich der Überzeugung sein sollte, es täte ihnen gut.

Und bei Einzeltherapien? Wie sehen Sie deren Verhältnis zur Mediation?

Da geht es um innere psychische Prozesse, um intrapersonelles Geschehen mit dem Ziel, wie kann ein Mensch in der Therapie sein seelisches Gleichgewicht oder seelische Gesundheit (wieder) erlangen. Können innere Landkarten so erweitert werden, dass Wahrnehmung und Verhalten so verändert werden, dass eine Basis da ist, um mit Zuversicht und bestenfalls mit Lust zu arbeiten, zu leben, zu lieben und Beziehungen zu wagen. Während Mediation ja ein interpersonelles Geschehen ist, kann dennoch eine intrapersonelle Entwicklung angestoßen werden, können sich innere Landkarten erweitern. Das ist wunderbar und manchmal motiviere ich zu einem begleitenden Verfahren, das kann ein Einzelcoaching, eine Einzeltherapie oder auch eine Psychoanalyse sein. Das kann während oder nach der Mediation sein, ich knüpfe dann daran an, was die betreffenden Menschen ohnehin schon mal überlegt haben.

Sprechen Sie in der Mediation direkt Empfehlungen zu Therapien aus?

Ja, das wird ganz offen verhandelt. Oft ist ein Partner, eine Partnerin schon in Therapie, bevor ein Wunsch nach Trennung und/oder zu einer Mediation ausgesprochen wird. Dann ermutige ich ausgesprochen gern, dass beide diese Erfahrung machen, wie es ist, ein eigenes Forum zu haben, wo sie überprüfen können, was sie denn wirklich möchten, wo sie nicht nur reagieren, sondern verantwortliche Optionen für zukünftige Entscheidungen überlegen können. Dabei bemühe ich mich, professionelle Grenzen einzuhalten, aber ich ermutige und informiere. In den Eingangsvereinbarungen, die Florence Kaslow uns 1988 an die Hand gab, steht schon drin: „Es kann sein, dass wir Sie ermutigen werden, auch andere Formen der Beratung wahrzunehmen ...“ Ich versuche also, genauso wie wir häufig juristische Beratung empfehlen und am Ende jeder Trennungs- und Scheidungsmediation verbindlich vereinbaren, zu einer therapeutischen oder psychosozialen Beratung anzuregen. Aber die Klienten entscheiden.

Gab es Situationen, in denen Sie in ein Dilemma geraten sind?

Also bei Konstellationen, wenn eine der Seiten sehr dominant ist und ein anderer Mediationsteilnehmer sehr ängstlich oder verzweifelt, da springt bei mir schon ein therapeutischer – oder ist es ein mütterlicher? – Impuls

an, ich möchte dann helfen, damit sich jemand besser behaupten kann, und ein anderer sich bitte etwas zurückzunehmen hat.

Das ist eine Ecke, wo ich immer wieder aufpassen muss, das kennen wir, glaube ich, alle. Das kann ich, wenn ich es merke, auch transparent machen: „Sie merken, dass ich mich ungewöhnlich engagiere, anstatt Sie zu fragen, wie Sie in dieser Phase der Auseinandersetzung mehr Balance bekommen und Zuversicht für alle, dass Sie zu fairen Ergebnissen finden.“ „Was denken Sie, Frau/ Herr ..., was da Sinn machen könnte, wie Sie weiter verfahren könnten ...?“

» **Dann ist das Dilemma benannt, aber ich gebe den Konflikt in die Runde, anstatt ihn lösen zu wollen.**

Was möchte so ein Menschenkind wirklich?

Und es gibt eine zweite Sache, die mich verführen kann, die Verantwortung für ihre Konflikte nicht bei den Klienten zu belassen, nämlich, wenn ich sehr unsicher in der Diagnostik bin, nicht verstehe, keinen Zugang finde, was psychodynamisch in diesem System oder in einem Menschen ablaufen könnte. Dabei fällt mir eine Situation ein, in der es in einer Erbmediation sehr hoch her ging. Es war für mich schwer zu verstehen, was denn die Motivation für die Jüngste von fünf Geschwistern war, nicht für den Erhalt des Anwesens der Familie zu stimmen, sondern durch Maulen und Kritik die Mediation hinauszuzögern, ohne ihrerseits einen Wunsch, eine Idee, zu der sie auch stehen wollte, vorzutragen. Die Therapeutin in mir wollte der Jüngsten, die offensichtlich von den Geschwistern wenig ernst genommen wurde, gern helfen, sich selbst besser zu verstehen. Was möchte so ein Menschenkind wirklich?

» **Da bietet sich natürlich Ursprungsfamilienarbeit mit allen Beteiligten an.**

Da bietet sich natürlich Ursprungsfamilienarbeit mit allen Beteiligten an. In dieser Situation blieb ich beim mediativen Handwerk, fragte nach den Ideen, Wünschen und Sehnsüchten für die Zukunft, aber auch nach den Befürchtungen, also der Angst und der Sorge vor Veränderungen. In diese Fragen bezog ich nach und nach alle Geschwister ein, und sie nahmen die Chance wahr, sich neu kennen zu lernen und Unterschiede, wenn auch schon nicht auszugleichen, so doch zu respektieren und anzuerkennen. Das wurde dann die Basis der fünf Ge-

schwister, um sich für eine zweijährige Zwischenlösung zu entscheiden, in der der Jüngsten Zeit blieb, zu überlegen. Eine Option, die eigentlich auf der Hand lag, aber an die bisher niemand gedacht hatte, auch ich nicht.

Also mehr an die Ressourcen der Klienten anknüpfen?

Ja, unbedingt. Ressourcenorientierung ist vielleicht die wichtigste Gemeinsamkeit und auch das gemeinsame Denkmodell von systemischer Paar- und Familientherapie und Mediation.



Kontakt

Sabine Zurmühl, M.A., Germanistin, Journalistin, Autorin und Filmemacherin. Seit 1998 Mediatorin (BAFM). Bis 2013 Ausbilderin am Berliner Institut für Mediation, von 2000 bis 2012 Geschäftsführerin der Bundes-Arbeitsgemeinschaft für Familien-Mediation, tätig in eigener Praxis. Zahlreiche Publikationen.

www.sabine-zurmuehl.de
sabine.zurmuehl@gmx.de



Kontakt

Jutta Lack-Strecker, Diplom-Psychologin, approbierte Psychotherapeutin, Mediatorin BAFM; seit 1992 Ausbilderin in Mediation und Supervision in Deutschland, Österreich und Polen. Lehrtherapeutin für Paar- und Familientherapie, Supervisorin seit 1982 (DFS). Tätig in Aus- und Fortbildung, Organisationsberatung, Privatpraxis in Berlin.

www.lack-strecker.de